
Totenberg

Der Sommer natürlich. Die Straße der Neubausiedlung wenig befahren, ein Dutzend Einfamilienhäuser auf jeder Seite, schmale Vorgärten mit niedrigen Mäuerchen und eisernen Törchen, auf denen wir Kinder gelangweilt hin- und herschwangen. Die Gärten hinter den Häusern durch Zäune getrennt, aber wir wußten die Wege von einem zum anderen. Nach dem Abendessen spielten wir Verstecken, bis das sanfte Sommerdunkel alle düsteren Ecken, alle Holzstöße und Rhabarberstauden fremd und unheimlich hatte werden lassen und wir uns zu sehr fürchteten. Dann spielten wir noch ein wenig Federball im letzten Licht der Straße. Einer nach dem andern wurden wir dann hineingerufen. Mein Zimmer lag im ersten Stock unseres Hauses, in dem

alle Fenster und Türen offenstanden, damit die kühle Nachtluft hereinkam. Vor dem Schlafengehen duschte ich und spürte nun die drahthaarfesten Teppichbodenfliesen unter den nackten Füßen. Die ganze Nacht, wußte ich, würden alle Türen und Fenster offenbleiben, man würde kein Licht machen, um die Mücken nicht anzulocken, und ich würde meine Eltern im Schlaf hören. Unheimlich der Wind, der jetzt im Dunkel in die Vorhänge griff. Und auf der noch feuchten Haut.

Zu diesem Haus, in dem ich tatsächlich und nicht nur im Wortsinn geboren wurde und in dem ich meine Kindheit verbrachte, gehört, daß mein Vater es mit eigenen Händen gebaut hat. Es sieht so aus, als wäre es die Vorlage für das Haus des Nikolaus, das ich als Kind zeichnete. Alle Häuser in unserer Straße sehen so aus, und da überall Kinder wohnten, die ich kannte, wußte ich, daß sich die Häuser auch innen glichen. Drei Zimmer, Küche und Toilette im Erdgeschoß, drei Zimmer, Kammer und Bad im ersten Stock. Der Keller mit Waschküche, wie das hieß, und einer Tür zum betonierten Hof, eine Garage, deren Dach die Terrasse bildete, der Garten. Gebaut mit der Hilfe aller Verwandten am Feierabend und am Wochenende. Richtfest 1962. Zwei Jahre später kam ich zur Welt. Das früheste Bild, das es von mir gibt, eines der gezackten kleinen Schwarzweißphotos im Album mit den raschelnden

Zwischenblättern aus Seidenpapier, zeigt mich im Taufkleid vor der Tür des noch unverputzten Hauses im Arm meiner furchtbar jungen Mutter. Ich war das Baukind, wie sie es nannte, und das Haus gehörte zu mir.

Um so seltsamer, daß es darin noch ein zweites Haus gab, wie einen abgestorbenen Zwilling in der Fruchtblase meiner Kindheit, in Gestalt einer Kiste auf dem Dachboden. Diese Kiste war die einzige Antiquität, die es in meiner Kindheit gab, vielleicht einen Meter lang und siebzig Zentimeter hoch, mit einem Beschlag, den man mit einem Vorhängeschloß sichern konnte, mehr Kasten als Truhe, aus rotbraun gestrichenem Holz ziemlich einfach gezimmert. Dennoch galt ihr all meine Neugier, wenn ich meiner Mutter auf den Dachboden folgte und sie etwas suchte zwischen all den Dingen, die im Alltag keinen Platz mehr hatten, dem fremdartigen Kinderwagen aus weißem Flechtwerk, dem aufgerollten Teppich, der Blechwanne und dem alten Schrank voll muffiger Kleider, einem Stapel Bodenfliesen und dem Christbaumschmuck, der einmal im Jahr heruntergeholt wurde.

Die Kiste unterschied sich von all dem dadurch, daß sie als einziges Stück für wirklich gar nichts zu gebrauchen war. Sie blieb dort oben einfach stehen, unbeachtet und gerade dadurch besonders, während alles andere eben doch irgendwann einmal

benutzt, verschenkt oder schließlich weggeworfen und durch andere ausgemusterte Dinge ersetzt wurde, so daß der Dachboden, wie ich bald begriff, wie ein Schleppnetz der Gegenwart folgte. Die Kiste war davon ausgenommen, und ich verstand lange Zeit nicht, weshalb. Zumal sie leer war und man sie also gebrauchen konnte. Gerade das aber schien, warum auch immer, undenkbar. Zudem hatte sie eine Aufschrift. LEGER hatte jemand mit weißen, fremdartig geschwungenen Großbuchstaben auf die Vorderseite der Kiste gemalt, darunter: TOTZAU, Kr. KAADEN.

Während Mutter mit irgend etwas hantierte, kniete ich davor und fuhr mit dem Finger die Pinselfurche nach. Nicht daß ich an diesen Buchstaben lesen gelernt hätte, dazu kam ich zu selten auf den Dachboden, aber sie haben sich mir doch sehr früh eingeprägt. Und irgendwann wußte ich, was sie bedeuteten. Das eine Wort war der Name des Ortes, an dem meine Mutter geboren worden war, und das andere war ihr Name, doch auch wieder nicht, denn hieß sie nicht wie Vater und ich? Jene Kiste enthielt ein verschwundenes Haus, einen verschwundenen Ort, ein ganzes verschwundenes Land. Und doch blieb all das nichts als ein Name, ein Mädchenname, ein Märchenname für mich.

Vielleicht bindet jeden Menschen ein Geheimnis an den Ort seiner Kindheit. Gäbe es dieses Ge-

heimnis nicht, könnten wir so leicht weggehen, wie wir es nur vorgeblich tun. Im Althochdeutschen ist der Gegensatz zur Heimat das Elend. *Ellende*, das Leben in der Fremde, meint ein recht- und schutzloses Leben in Armut. Möglicherweise ist ja das Schneckenhafte in uns, das, was immerzu an den jeweiligen Gehäusen festwachsen will, unser utopischer Sinn. Hier bin ich. Ich bin von hier. Doch auch, wenn ich weggehe, ist dort, wo ich dann bin: hier. Das Hier ist der Igel, der immer schon da ist. Es gibt keine Alternative zum Hier. Beim vierundsiebzigsten Mal aber kam der Hase nicht mehr ans Ziel. Mitten auf dem Acker fiel er zu Boden, das Blut floß ihm aus der Nase, und er blieb tot liegen. Die Kindheit war, so lange ich denken kann, eine Welt, in der es alles zu entziffern galt. Vielleicht, weil jedes Kind in eine Welt des Hier hineingestellt wird. Vielleicht aber auch, weil jene Kiste auf dem Dachboden eine Leere enthielt, die ich zu füllen versuchte.

Womit? Mit den Geschichten, die sie umgaben. In der Kirche unseres Dorfes, einem trutzigen spätromanischen Bau aus dem grauen Basalt der Gegend, findet sich vor den Bänken auf der einen Seite das Epithaph eines Grafen aus dem seit langem ausgestorbenen lokalen Adelsgeschlecht. Gemeinsam mit seiner Frau steht er dort in der Wand, beide in Lebensgröße und aus bemaltem Sandstein, die Hände

gefaltet erhoben. Er ist gedrungen und nicht mehr jung, trägt Halskrause, Spitzbart und einen ebenso spitzbäuchigen eisernen Harnisch, das Schwert an der Seite, und mißmutig, scheint es, streckt er einen seiner spitzen Eisenfüße ins Kirchenschiff hinein in Richtung der Gemeinde, auf die er starrt. Seine Frau dagegen hat ein junges Gesicht, ganz ebenmäßig, ein langes hochgeschlossenes Kleid mit gepufften Ärmeln und eine weiße Flügelhaube, und sie schaut mit offenem Blick und einem kleinen Lächeln zur Kanzel hinüber. Und wieder Buchstaben: SCHUTZ-BART, GENANT MILCHLING entzifferte ich als Kind während des Gottesdienstes die gotischen Lettern auf dem golden ausgemalten Schriftband, das sich steinern um sein Schwert schlingt. Hätte gern gewußt: Von wem so genannt?

Der Hausberg des Dorfes, in dem ich aufwuchs, ist ein vulkanischer Basaltkegel, ragt dreihundertfünfzig Meter über Null und heißt: Totenberg. In seine Ostseite frißt sich ein Steinbruch, und wenn wir als Kinder weit gingen, gingen wir durch den Wald bis dorthin und tasteten uns angstvoll erregt an die Abbruchkante vor, die nur durch ein altes Stahlseil gesichert war, locker an rostigen T-Trägern befestigt, die man in den Boden getrieben hatte. Wir sahen hinunter und über das Tal hinweg, und wenn wir am Mittag dorthin kamen und die Bagger und Lastenkipper und vor allem das

Mahlwerk, zu dem die Förderbänder führten, Mittagspause hatten, war es sehr still dort.

Wir blieben nie lange, waren eigentlich immer froh, von dieser steilen Tiefe wieder wegzukommen, wie erlöst liefen wir in den Wald hinein, und unter unseren Füßen raschelte das gelbe Buchenlaub vom Vorjahr, liefen den Berg hinab, bis der Wald immer düsterer und wilder wurde, enge Tannenschläge nun zwischen den Buchen, Brombeergestrüpp und Krüppelkiefern, unabsehbare Senken mit schwarzem Wasser darin, plötzlich aufragende Felsen dazwischen. Irgendwann hat man hier einige prähistorische Funde gemacht, Steinäxte, Pfeilspitzen und dergleichen, und so heißen die nur wenige Meter tiefen Plätze unter einem mächtigen steinernen Überhang im Dorf Steinzeithöhlen. Mammuts, stellten wir uns vor, stürzten über diese Klippe, von Jägern verfolgt, Säbelzahn tiger schlichen umher, und hier saßen die Familien der Jäger, in Felle gehüllt neben den rußgeschwärzten Feuerstellen, in denen wir neugierig mit unseren Ästen stocherten, obwohl wir natürlich wußten, daß sie nicht aus jener Vergangenheit stammen konnten, deren Ferne wir uns auszumalen versuchten.

Die Stelle war auch bei den älteren Jugendlichen des Dorfes beliebt, und so machten wir dort unsere eigenen Funde, leere Bierflaschen neben den verkohlten Ästen und einmal auch eine schmutzige

und halbverbrannte Bluse. Wir entzifferten die mit Ruß an die Höhlenwände geschmierten Parolen, LOVE stand da und SS und BEATE und RAF und FUTT, und wir wußten nicht, ob wir nach einer Vergangenheit suchten oder doch eher nach unserer Zukunft.

All das war, wie es mir heute scheint, immer angeordnet um jene Truhe herum, die leer war. Konstellationen. Wie der Lehrer eine Karte an den Kartenständer hängte, eine dieser dickwandigen Karten, die Rückseite aus schwarzem Stoff, deren Farbe längst porös war und die beim Einrollen um die eine der beiden Holzstangen immer weiter brach. Ich sehe genau vor mir, wie er die Karte entrollte, und sehe jetzt auch sein Gesicht wieder, an das ich so lange nicht gedacht habe. Der Lehrer Genz. Der größte und dünnste Mann, den ich in meiner Kindheit kannte. Er rauchte mehr als sonst jemand. Ging in den Pausen in seinem engen Pull-over über den Schulhof, die Zigarette weit vorn zwischen den ersten Gliedern von Zeige- und Mittelfinger, wie es niemand im Dorf tat, wo die Männer ihre Zigaretten in der Faust begruben. Sein dünnes Handgelenk trat weit aus der Manschette des Hemdes und dem Pulloverbündchen hervor, wenn die Hand zum Mund ging.

Er war der Direktor meiner Grundschule, und in seinem Büro, einem dunklen Raum im Erdgeschoß,

dem die rauchgebräunten Vorhänge noch das letzte Licht nahmen, standen ausgestopfte Tiere auf den Schränken. Ich erinnere mich an einen Marder, ein Eichhörnchen, einen Fuchs, eine Bachstelze und einen Habicht. Und an die kupferne, mit Zigarettentstummeln gefüllte Schale auf dem Schreibtisch. Ich weiß heute nicht mehr über ihn als das, was ich als Kind wußte. Vor allem, daß er nicht hierhergehörte, sondern nach dem Krieg in den Ort gekommen war, wie meine Mutter. Ich dachte, daß er so dünn sei, hänge damit zusammen. Er erzählte Kriegsgeschichten im Unterricht. Ich glaube mich zu erinnern, daß sie nicht heroisch waren. Die Kälte spielte darin eine große Rolle. Solche Geschichten waren damals nichts Ungewöhnliches. Der Krieg war das, worüber die Erwachsenen sprachen, wenn nichts mehr zu tun war und es gemütlich wurde. Ich erinnere mich an die Geschichte, wie einer der Brüder meines Vaters in Rußland gefallen war, was immer das hieß. Auch darin gab es Schnee und Eis und Stacheldraht. Und an jene des anderen Onkels, der seinen Arm verloren hatte, was mir ebenso seltsam erschien. Ich konnte gar nicht aufhören, den leeren Ärmel anzustarren.

Der Lehrer ist irgendwann an Lungenkrebs gestorben. Nach seiner Pensionierung, als er die Gemeindewohnung verlassen mußte, hat er sich ein Haus im selben Viertel gebaut, in dem ich auf-

gewachsen bin. Einmal, ich wohnte schon lange nicht mehr zu Hause, habe ich ihn dort besucht, weil meine Mutter sagte, er sei sehr krank. Eine Wolldecke umspannte, seltsamerweise ebenso eng wie früher der Pullover, die ganze knochige Gestalt im Sessel. Er rauchte nicht mehr. Wir hatten nicht viel miteinander zu sprechen, das Wohnzimmer war nichtssagend, und als ich durch die Straßen meiner Kindheit zu meinem Elternhaus zurückging, bemerkte ich zum ersten Mal, daß auch der ganze Ort es für mich längst geworden war: nichtssagend.

Dabei war das alles einmal ein magischer Raum. Wenn im Winter mitten im Dorf der Fluß zufror, der im Dialekt *die Bach* heißt, tasteten wir uns vorsichtig unter die alte Brücke. Kinder wittern Vergangenheit in jeder struppig-nassen Ratte, die tot im Wasser schwappt. Kinder spüren sehr wohl die härtere Realität gewisser Orte und Menschen, die völlig andersartige Dignität bestimmter Geschichten, und sie integrieren sie mit einer seltsamen Angstlust in ihre Märchen, umspinnen und polstern sie ein. Irgendwann taut diese Kinderwelt dann weg, nach und nach, das kann lange dauern und vollzieht sich häufig asynchron, und dabei werden jene eingelagerten Bruchstücke der Wirklichkeit zunächst wieder so scharfkantig und hart, wie sie es eigentlich schon immer waren, und es poltert schließlich all dieses Geröll der Vergangenheit zu-

sammen auf den Boden der Realität, verkantet und schichtet sich, immer verdichteter, immer unverrückbarer. Und nur in den Ritzen findet man später manchmal noch glückhafte Momente voller Verwunderung und Wiedererkennen, Reste der eigenen verlorenen Welt.

Im Sommer mußte ich abends bei einem Bauern im Ort Milch holen. Die Blechkanne mit dem Henkel, das Surren der Melkanlage, der warme Geruch nach Kuhmist aus dem Stall, die alte hinkende Bäuerin. Irgendwann erfuhr ich, daß dort, neben dem Kuhstahl, in jener seltsamen Gebäudelücke, die Synagoge des Ortes gestanden hatte. Der *Judenfriedhof*, wie es hieß, hatte in meiner Kindheit noch ein rostiges altes Tor mit einer ebenfalls rostigen Kette. Ein eher symbolisch verschlossener, aber gänzlich verbotener Ort. Es gab eine Lücke im Zaun, und mit Herzklopfen drückten wir uns hindurch. Auch die wenigen Grabsteine, die nicht umgefallen waren, verschwanden im Sommer im hohen Gras. Wir stapften hindurch und suchten sie. Legten die Finger in die verwitterten rauhen Kerben der fremdartigen Buchstaben auf den Steinen.

Er kenne sie alle, sagte mein Vater, die damals bei der Plünderung der Synagoge mitgetan hätten. Eine Schande, sagte er, aber seltsam seien die Juden schon gewesen. Seine Schwester, also meine Tante Erna, habe immer am Samstag zu ihnen gehen

müssen, um Feuer zu machen. Die langen Bärte. Die Judenschule. Das war jetzt der kleine Supermarkt an der Hauptstraße direkt gegenüber der Kirche. Dort, sagte er, habe man sie zusammengepfercht, über Monate, bevor der Transport in die Kreisstadt erfolgt sei. Er wisse genau, in welcher Stube heute der große Eßtisch und die sechs lederbezogenen Stühle und der Silberleuchter stünden. Mein Vater zeigte mir die Ziegelwand eines alten Hauses. FINKELSTEIN war schwach dort zu lesen und KOSCHERE METZGEREI.

Immer neue Wörter, die ich entzifferte, als wären es immer wieder dieselben. Die auf jener Kiste. TOTZAU, Kr. KAADEN. Seltsamerweise widerstrebe mir das Wort, das die Herkunft meiner Mutter benennt, schon als Kind, und wenn ich es jetzt hinschreibe, zum allerersten Mal wohl, ist es mir noch immer auf dieselbe Weise unangenehm und peinlich: SUDETENLAND. Und wie als Kind überlege ich noch jetzt, ob es überhaupt das richtige Wort ist. Es ist, noch immer, eines, auf das ich mich nicht verlassen zu können glaube. Wie ein Dialektwort, das sich unbemerkt in die eigene Sprache geschmuggelt hat und jeden Satz zerstört, sobald man es ausspricht. Eines, das man nicht versteht. Eines, das sich nicht im Lexikon findet. Ein schmutziges Wort. Eines, für das ich mich schäme. Eines, das mich verrät. Vor welcher Enthüllung fürchte

ich mich? Ich weiß nicht, was an den Erzählungen meiner Mutter von ihrer Vertreibung mich als Kind annehmen ließ, dieses Wort bezeichne eine sehr intime Sache. Etwas, über das man eigentlich nicht spricht. SUDETENLAND. Ich bin von diesem Wort noch heute ebenso peinlich berührt, wie wenn ich eine alte Dame ihre Katze *Muschi* rufen höre.

Es enthielt jene leere Truhe auf dem Dachboden meines Elternhauses die Vergewaltigung meiner Tante, auf einem Feld, bei der Ernte, durch russische Soldaten. Sie enthielt die Erschießung jedes zehnten Mannes auf dem Dorfplatz, und meine Mutter, sie war vierzehn, die dabei zusehen mußte. Das Blut lief eine kleine Gasse zwischen zwei Häusern entlang. Die Kiste enthielt auch das Packen der Kiste, das Zurücklassen und Vergraben der Dinge. Die Fahrt im Zug, ich weiß nicht, ob im Personenwagen oder Viehwaggon, Auffanglager, Entlausung, Stockbetten, und schließlich die Zwangseinquartierung in dem kleinen hessischen Dorf, in dem ich geboren bin. Ein einziges Zimmer für alle und die Kiste darin. Die Feindseligkeit der Dorfbewohner und die Krankheit der Mutter, die plötzlich nicht mehr gehen konnte. Und die Liebesgeschichte meiner Eltern. Das Bemühen meines auf den alten Photos sehr jungen, schwächtigen Vaters um das noch dünnere fremde Mädchen mit den spillerigen Beinen. Eine

Liebesgeschichte ohne Liebe, die ich als Heranwachsender irgendwann nicht mehr hören wollte. Ich wünschte mir nichts mehr, als daß kein Weg aus jener Kiste in meine Gegenwart führen sollte. Und dieser Wunsch erfüllte sich.

Kaum daß nach neunundachtzig der Ostblock sich geöffnet hatte, reiste meine Mutter mit uns in die Tschechei, wie sie noch immer, politisch unkorrekt, wie ich fand, sagte. Wir sollten endlich ihre Heimat sehen. Die Pension, in der wir übernachteten, war trist. Es dauerte lange, jemanden zu finden, der uns die Wege zeigen und an den diversen Kontrollstellen vorbeischleusen konnte. Doch dann waren wir da und standen um meine Mutter herum, und sie sah uns mit leuchtenden Augen an.

»Hier«, erklärte sie aufgeregt und deutete in eine Richtung, »hier war unser Haus! Und da war die Straße hinunter zum Dorfplatz.« Und sie deutete in eine andere Richtung und sagte: »Dort war die Schule, und da war der Brunnen und hier der Garten und an dieser Stelle ein großer Walnußbaum.«

Doch da war nichts. Da war nur Wald, Bäume und dazwischen Gestrüpp, nichts sonst. Gewiß, daß das Dorf gleich nach der Vertreibung der Einwohner 1945 dem Erdboden gleichgemacht und das ganze Gebiet zum Truppenübungsgelände geworden war, hatte ich gewußt. Aber ich hatte mir nicht vorstellen können, was das bedeutete. Das

heißt, ich hatte es mir einfach nicht vorgestellt. Und nun war ich enttäuscht. So als hätte jene leere Kiste auf dem Dachboden mir etwas versprochen all die Jahre und dieses Versprechen nun gebrochen. Doch im selben Moment fühlte ich mich befreit. Es war ein Sommertag, als wir da standen, und ich sah die Sonne auf den Blättern, roch den Geruch des Waldes, hörte die Vögel und das Rauschen der Bäume. Meine Mutter hörte nicht auf, langsam durch das Unterholz zu gehen, ununterscheidbar, ob sie etwas suchte oder etwas sah. Es war mir peinlich, wie sie das tat. Schließlich stand sie wieder vor uns und hielt eine weiße Porzellscherbe in der Hand und weinte. Ich sah diese Scherbe an, und sie war mir egal.

Ich erinnere mich, daß ich als Kind einmal am Morgen ins Schlafzimmer meiner Eltern kam, an einem Sonntag vielleicht, und zu meiner Mutter ins Bett kroch. Irgendwann krabbelte ich auch zu meinem Vater hinüber, obwohl ich das eigentlich nicht mochte, denn er roch so scharf, und so war ich schnell wieder bei meiner Mutter. Ich weiß nicht mehr, wie alt ich damals war, aber ich weiß noch, an jenem Morgen wollte ich gern wissen, wie das ist, wenn Babys an den Brüsten ihrer Mütter saugen, schob ihr wohl das Nachthemd hoch und versuchte, eine ihrer Brustwarzen in den Mund zu nehmen. Mit einem Seitenblick auf meinen Vater wehrte sie

mich ab. Ich begriff nicht, warum, doch dann schämte ich mich plötzlich, und zwar, ohne zu wissen weshalb, für ihre Scham, die widerstandslos in mich hinein sich spiegelte.